



Die Bergstadt

1528



Katharinaberg

1928

in Böhmen

Eine 400 Jahre alte Namenschwesterstadt unseres St. Katharinenberges im Buchenholze.

(Fortsetzung unseres Artikels aus der letzten Heimatblatt-Ausgabe.)

Nachdem wir in unserer letzten Heimatblattausgabe die allgemeine Lage und das Stadtbild von Katharinaberg in Böhmen gezeichnet haben, soll heute hier ein geschichtlicher Rück-

blick auch die Gegend von Katharinaberg durchforscht, als erzählend erkannt und daraufhin besiedelt worden. Urkundliche Beweise für diese Annahme sind nicht vorhanden, nur die Sage



„Zum Bujay“, ein idyllisches und den Wandern wohlbekanntes Gasthaus in Katharinaberg.

blick dieser unserer Namenschwesterstadt geboten werden. Eduard Wagner widmet der alten Bergstadt anlässlich des 400-jährigen Bestandes einen interessanten Artikel, aus dem wir auszugsweise Folgendes veröffentlichen:

„Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der Bergstadt führt uns in jene Zeit, in der sich der Grenzwald siedlungslos über das dem Landesherrn gehörende Gebiet breitete. Es ist bekannt, daß die Fürsten Böhmens, besonders die Přemysliden, sehr freigebig mit Ländereien waren, wenn es sich darum handelte, Parteigänger an sich und ihr Haus zu fesseln. Auf diese Art kam auch das Gebiet des heutigen Katharinaberg, der einmal „Kallen-“, einmal „Hallenberg“ genannte Teil, in Vasallenhände, und zwar in die der Herren von Seeberg, die auf Rothenhaus (Borek) saßen und teilte von nun an die Geschichte dieser Herrschaft.

Als dann das Erzreichtum des Gebirges bekannt wurde und die Bergleute aus dem deutschen Reiche anlockte, da ist jeden-

hat über die Entstehung des Ortes ihre Fäden gesponnen und erzählt von einem Meierhofs, den die Herrschaft hier hatte, und von einer Magd des Hofes, die eines Tages ausging, um Grünfutter zu holen, von deren großem Erstaunen, als sie beim Abgrasen plötzlich glänzende Steine bloßlegte, die sich bei näherer Untersuchung als gutes Silbererz erwiesen. Daraufhin gingen die Bergleute zu Werke und teufte an derselben Stelle den ersten Schacht, den sie nach der Magd mit dem Namen „Katharinaschacht“ belegten. Die Ansiedlung, die nun in der Nähe des Bergwerkes notwendigerweise von selbst herauswuchs, erhielt den Namen Katharinaberg. An den tatsächlichen Bestand eines Meierhofes erinnern zwei noch heute gebräuchliche Flurnamen: „Hoffelder“ und „Hofgärten“.

Die Anfänge Katharinabergs dürfen wir, wenn nicht schon in das 13., so doch in sicherlich in das 14. Jahrhundert verlegen. Der erste, der nach unseren Kenntnissen in die Geschichte Katharinabergs eingegriffen hat, war der Nachfolger des Lorenz

Blatz von Altenhof: Sebastian von Weitmühl — 1516 bis 1549 —. Er kam dem Bergorte Katharinaberg ganz besonders entgegen, schied ihn von seinen übrigen Besitzungen aus, gab ihm Gründe und Waldungen ins freie Eigentum und verlieh ihm noch mancherlei andere Vorrechte und Begünstigungen. Schließlich wandte er sich an Kaiser Ferdinand I. mit der Bitte, Katharinaberg zur Stadt erheben zu wollen.

Der Kaiser kam diesem Wunsche nach und erhob den Bergort am 2. Feber 1528 zur freien Bergstadt. Von den damit verbundenen Rechten seien hervorgehoben das Abhalten eines Wochenmarktes an jedem Samstage, eines Jahrmarktes am Mittwoch nach Christi Himmelfahrt, die Führung eines Wappens und die Befugnis, in grünem Wachs zu siegeln. Das Wappen, welches wir auf der Titelseite im Bilde wiedergeben, ähnelt unserem Buchholzer Wappen. Es hat die Form eines Schildes, der im untern Drittel quergeteilt ist. Das obere, größere, in Gold gehaltene Feld zeigt das Bild der hl. Katharina, die ihre Rechte auf ein Schwert stützt, was auf den Martertod dieser Heiligen hinweist. Die Eckspitzen des Schildes sind rot grundiert. In der linken befindet sich Schlägel und Eisen gekreuzt und mit einem Ringe umgeben, in der rechten ist ein Mühlstein zu sehen, der aus dem Wappen der Herren von Weitmühl genommen ist. Im unteren Schilde ist auf rotem Grunde ein silbernes Rad, das mit Zacken oder Schermessern besetzt ist. Die Schildzier bildet ein geschlossener Helm, auf dessen Spitze ein silbernes Halbrad angebracht ist.

Zwanzig Jahre hindurch erfreute sich die junge Stadt der Fürsorge ihres wahrhaft gnädigen Herren, der 1549 aus dem Leben schied. Sein Sohn und Erbe Johann von Weitmühl verkaufte 1556 die Herrschaft Rothenhaus samt Katharinaberg an den sächs. Kämmerer u. königl. Geheimrat Christoph von Karlowitz und später kam der Besitz an den eifrigen Lutheraner Felig von Lobkowitz auf Komotau. Unter ihm gewann der Protestantismus in allen Orten des Herrschaftsgebietes festen Boden. Katharinaberg erhielt seinen evangelischen Pfarrer und Lehrer.

Der Geschichtschreiber gibt dann in seinem Artikel weiter eine genaue Aufzeichnung der Herrschaftsbesitzer und führt dann fort:

„Die anfangs so friedlich verlaufende Entwicklung der Stadt Katharinaberg wurde in der Folgezeit durch mannigfaltige Ereignisse gestört. Vor allem war es der dreißigjährige Krieg, der auch für die doch abseits von den großen Heeresstraßen liegende Bergstadt sehr schlechte Zeiten brachte. Der Ruf von dem Bergfegen, von den Silber- und Kupferschätzen, lockte die plündernden und raubenden Scharen auch in das stille Erzgebirgstal, wo sie dann lange ihr Unwesen trieben.

Am zweiten Sonntage nach Ostern im Jahre 1633 wurde die Stadt von einem solchen Haufen feindlicher Landsknechte überfallen, geplündert und dann in Brand gesteckt. Damals sanken nebst den Fleischbänken 44 Häuser in Asche. Ueberall hatten sich solche Banden zusammengefunden, die in hinterlistiger Weise die Reisenden überfielen, ausplünderten, marterten und auch töteten und die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzten. Als dann die Gegenreformation einsetzte, waren in kurzer Zeit wieder eine Anzahl der Bewohner für die katholische Kirche gewonnen. Von dieser Zeit an übte das Komotauer Jesuitenkollegium das Patronat über die Katharinaberger Pfarrkirche aus. Die Seelsorge umfaßte damals die Gemeinden Gebirgsneudorf, Rickelsdorf, Ladung, Kleinhan, Rudelsdorf, Brandau, Grünthal, Ochsenfall und Einsiedel. Diese Ortschaften liegen stundenweit von der Stadt entfernt. Wegen der großen Ausdehnung des Kirchspiels mußte sich der Pfarrer ein Versehpferd halten. Am 25. Juli 1680 brach in Katharinaberg die Pest aus und raffte bei halbjähriger Dauer 121 Personen dahin. In den Mariatheresianischen Kriegen hatte die Stadt sehr viel zu leiden und ging infolge der verschiedenen Plünderungen, Kontributionen und Brandschäden der Verelendung entgegen. Am Fronleichnamstage 1759 erschien ein Schwarm preußischer Truppen und verlangte nebst Speise und Trank wieder 1000 Thaler Brandschatzung. Weil das Geld nicht gleich beschafft werden konnte, schleppten die Feinde Geiseln mit nach Marienberg. 1759 lagerte auch bei Einsiedel ein preußisches Korps.

Das schickte eine Abteilung nach Katharinaberg und verlangte unter der üblichen Androhung 2000 Thlr. Ebenso erging es ihr 1778. Von da an hatte sie Ruhe, es war allerdings auch nichts mehr zu holen. Der ehemals bedeutende Bergbau war zurückgegangen und die verarmten Bewohner suchten in der Weberei und Strumpfwirkerei eine neue Beschäftigung. Die Herrschaft unterstützte diese Bemühungen und 1763 gab es schon 7 anerkannte Meister. Um diese Zeit herum besuchte Kaiser Josef II. die alte Bergstadt. Das erstemal kam er über das Gebirge her und ruhte, wie erzählt wird, auf einem Steine an der Straße, die vom Grunde auf den Berg führt, aus.

Die Unglückschronik der Stadt Katharinaberg berichtet auch über viele Blitz und Feuerschäden, durch welche Menschen und Tiere, Bäume und Häuser vernichtet wurden. Der größte Unglückstag der neueren Zeit war der 20. August 1904, an welchem 45 Häuser einem Brande zum Opfer fielen. Es war ein wunderschöner Sommermorgen. Im Städtchen herrschte schon frühzeitig reges Leben. Es galt, den Erntesege, der in diesem Jahre früher als sonst gereift war, zu bergen. Alt und jung zog hinaus, auf die ziemlich entfernt liegenden Felder und im Orte wurde es still und leer. Da mit einem Male gellte durch die stillen Gassen der Ruf „Feuer!“, die Glocke rief ihn hinaus auf die Felder, die Fabriken nahmen ihn auf und die Dampfpeisen heulten ihn weiterhin über Berg und Tal. Aus allen Richtungen eilten die Menschen herbei, die Feuerwehren aus den Nachbargemeinden dies- und jenseits der Grenze waren schnell zur Stelle, um der schwerbedrohten Stadt zu helfen. Aber die Flammen sprangen von Haus zu Haus und in kurzer Zeit waren 45 Häuser in ein Blutmeer verwandelt. Aber noch nicht genug! Plötzlich änderte sich die Windrichtung: Blut, Flammen und Funken wurden dem etwas höher gelegenen Stadtteile „Rosenberg“ zugezogen. Ein furchtbarer Schrei übertönte das unheimliche Brasseln des Feuers; denn auf den Feldern zwischen den beiden Gassen hatte man die mit Mühe und Not geretteten Habseleigkeiten zusammengetragen, und jetzt frohen die Flammen über die Felder und die Funken fielen auf die Betten und Kleider. Im Nu war alles dem Untergange geweiht; die Menschen konnten sich nur durch die Flucht retten. Der „Rosenberg“ wurde vor dem Feuer bewahrt. Einige Häuser wurden niedergelegt und durch sechs übereinander aufgestellte Spritzen wurde das Wasser aus dem Talgrunde bis zum Brandherde gebracht; alles, was Hände hatte, regte sich in unendlichem Eifer, bis der Rest der Stadt gerettet war. Von der Langen Gasse blieb nichts übrig. Innerhalb dreier Stunden war alles vernichtet bis auf die Steine; selbst die Asche hatte der Wind fortgetragen. Drei Jahre später war die Gasse wieder aufgebaut. Die Liebe der Mitmenschen hat den armen Abbräumlern dabei geholfen.

Um diese Zeit hatte die Stadt 291 Häuser und 1518 Einwohner. Die Mehrzahl der Bewohner beschäftigte sich damals schon mit der Erzeugung von Spielwaren. Die Holz- und Spielwarenindustrie hatte bereits im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hier festen Fuß gefaßt und sich, dem Beispiele auf sächsischer Seite folgend, in günstiger Weise entwickelt. Die Anfänge zu dieser Beschäftigungsart gehen zurück bis auf den Herrschaftsbesitzer Heinrich von Rottenhan, einen hoch gebildeten, für die Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse begeisterten Mann.

Und so ist es wieder lebhaft geworden in der alten Bergstadt, aber in einer andern Weise als früher. Schlägel und Eisen ruhen, die Erzgänge sind versiegt, was der Berg an Reichtum barg, das hat er denen gegeben, die ihn dereinstens mit Liebe betreuten. Deutsche Bergleute waren es, die den Grund zur alten Bergstadt gelegt haben, in deutscher Arbeitsamkeit, unter deutschem Fleiße ist sie herangewachsen zu bedeutsamer Blüte, deutsche Treue war es, die sie erhalten hat in den Tagen der Not; deutschem Unternehmungsgeist winkt nun der Hoffnungstrahl einer besseren Zukunft.

In diesem Sinne grüßen wir unsere Namensschwesterstadt jenseits der Grenze nachträglich zu ihrer 400-Jahrfeier mit einem herzlichen Glückauf!

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

Kapitel 5.

Von der Erden Beschaffenheit, Grund und Fruchtbarkeit.

Wo viel Holz und Gebirge ist, wächst wenig Korn. Wo die Frostfeuer groß sind, sind die Getreidescheunen leer und klein; man findet immer mehr Holz, den Backofen zu heizen, als Korn auf die Mühle zu schaffen. Wir leben nun nicht auf wildem ungebahnten Boden, sondern dieses nun erbaute Obererzgebirge ist gottlos viel besser angelegt, temperiert und weit wärmer und fruchtbarer, denn da es wüste und unbewohnt gelegen. Die Wälder sind verhauen, die Berge gelichtet, die Plätze geräumt, Felder und Wiesen an Bergen und Gründen, an Gehängen und Ebenen erbaut. Nun kann die Sonne besser durchdringen, die Luft durchstreichen, daß auch Leute auf Bergen und Wäldern ihren Aufenthalt haben können, sehen die liebe Sonne eher auf- und langsamer niedergehen, dadurch das Getreide, Metalle und Kräuter veredelt und gezeitigt werden. Insgemein ist aber zu wissen, daß dieses Obererzgebirges Grund und Boden nicht einerlei sei, wie es denn in einem mit so vielen Bergen und Tälern, Höhen und Tiefen, Krümmen, Klingen und Schluchten vermengten gebirgischen Strich nicht anders sein kann. Die Felder, die unter den Bergen liegen, sind von der herabsinkenden Geile immer fett, frisch, feucht und wassergällig, die langsam zum Felde und Samenacker können gemacht werden; denn wenn man stracks darauf drängt, so verdirbt das Getreide im Gras und Unkraut. Aber das Kopftraut, wenn es wohl gehackt und also das geile Unkraut damit ausgerottet wird, wächst sehr wohl, wie um Annenberg, Wiesenthal, Scheibenberg zu sehen, und hernach bei dünnen Jahren guter Weizen, Korn, Gerste und dergl., daß man etlicher Orten von einem gedüngten und wohl zugerichteten Acker zehn Jahre Nutzen nehmen kann: Kraut, Weizen, Korn, Flachs, Hafer und fünf Jahre gutes Gras. Andere Felder, die vorm Wald und an Wassern liegen, sind theils wässerig, theils dürr, grindig und heißgrätig, daß man sie gar wenig genießen kann, sonderlich wo alte Berghalden und Schürfe liegen, daraus giftige mineralische Quellen und Wassergallen kommen. Sät man in der Dürre darein, so geht der Same langsam auf; ist es dann naß, so erfrieren die Felder, und alles ersäuft und verfault, da es wegen der Verzögerung und des Frostes nicht reifen kann. Meinen ferneren Bericht muß ich nach Unterschied der Orte stellen.

Der Grund und Boden um Scheibenberg ist hinter dem Hügel schieferig, vor dem Hügel zum Teil morastig und sumpfig gegen den Schlettenerwald und Brünles im Mittel eines Pistolenschusses breit, leimig, zwei Lachtern tief, darauf erstlich eine schwarze Erde, danach 1½ Ellen tief lauter Wacken und noch unter dem Leim andere große zehn- und zwanzigzentnerische Wacken, wie man im Kellergraben dieses schrecklichen Gerölle von der Sintflut angetroffen. Neben dem Strich nach Schwarzbach zu gibt es in Wiesen unter dem Rasen eine schwarze salpeterische Erde gleich dem holländischen Torf, welches sie Roth nennen, daraus sie Rothziegel gemacht, wie noch der Ort, die Mothschupfe, bezeugt. Um Ehrenfriedersdorf ist die Seite gegen den Säuberg sehr fruchtbar, daß man nach einmal düngen zehnmal Korn bauen und wegnehmen kann; es trägt aber nur Korn und Gras, keinen Weizen, Gerste, Flachs noch Hafer. Um Wolfenstein ist eine gute geschlackte Erde, sonderlich die an seichten Gebirgen mit schönen Brunnquellen, deren es sehr viel gibt, durchwässert wird, daher daselbst allerlei Gräser und gute Gartenfrüchte nebst den mancherlei selbstwachsenden Kräutern überflüssig gezeugt werden; hierneben ist es schon um ein Gutes zum Kornbau bequemer, sonderlich in der Gegend nach Döbersdorf, Scharfenstein und anderen benachbarten Orten zu, als um und hinter Marienberg, allwo man dem Land gute Worte geben muß, wenn es reich schütten soll. Dagegen gibt es viel Hafer, der von den Dorfsleuten auch zum Brot gemahlen und gebacken wird; inzwischen fehlt es zu Wolfenstein und Scharfenstein an großen Felsen, Steinen, auch unter

der Erde verborgenen vielen Knochen und Knauern so wenig als um Geyer, Thum und Grünhain, wie auch an vielen Wacken und Feldsteinen, welche sich, je öfter das Land umgearbeitet wird, je häufiger finden und von den Hausvätern ausgearbeitet und zu großen Haufen getragen werden, daß man sich über die Mauern um die Felder und die dabei getane große Arbeit nicht satt verwundern kann. Um Milsdenu ist ein guter und fruchtbarer Boden; zu Albertshausen und in dem ganzen lustigen Grunde daselbst, welchen die Floe durchschneidet, ist ein sehr guter Boden, daß die Früchte meistens gut geraten. Jedoch braucht der Landmann wie zu Lengsfeld und anderen Orten auch wohl zu guter Zeit das Hafermehl mit zu seinem Brote. Um Schönbrunn, Wiese, Falkenbach, Drehbach und Streckewald bauen sie viel Rüben, die sie Winterszeit in Gruben unter der Erde vor dem Froste verwahren, vor Menschen und Vieh, welche aber an anderen Orten so wohl nicht geraten. Um Elsterlein ist das Land scharf und sandig; um Buchholz, Fichtel- und Annenberg steinig und wackig, auf Johannsgeorgensstadt, Sackung und Gottsgeb wird wegen der Wildigkeit und Kälte gar wenig oder nichts gebaut. Am Obersichtelberg wollen die angelegten Samenäcker ungeachtet des kostbaren Düngens nicht arten, bleiben meist zu Gras- oder Krautfeld liegen; sonst hat es besonders in Unterwiesenthal und auf dem Hammer gute Erde, darin Korn, Gerste, Flachs und Hafer wächst, aber aus Mangel der warmen Sonne kann es selten reif werden, wie auch in Jöstadt, da das liebe Getreide selten also verkommt, daß man es zum Backen und Samen brauchen könnte. Ja, man hat an einigen wilderichen Orten wahrgenommen: wenn das Feld zu gerichtet und gebaut worden, ist es in etlichen Jahren wieder ganz in wilde Heide degeneriert.

(Fortsetzung folgt.)

Ein böser Moong.¹⁾

(Nachdruck verboten.)

Es is wuhl niemand schlach'r dra',
wie dar Mensch, dar nisch aff'n faa;
dää: Macht dar alte Moong net miet,
hoot mer zu nischtn Appetit! —

Su war'sch aah bei men'n Büttner-Nast²⁾
vergang'ne Woch zum Arntesast.
Sei Fraa, die sehet an dann Tog
hie zamm, doß sei dar Tiesch bal brooch.

Erstcht Schöpfenbrotten, frisch' Gemies',
dann Sauerkraut un griene Kließ',
Gurkenjulat, aah Aeppelbrei,
Milchgriß un zelegt Schwarzbäar-Wei'.

Nu hatt' se eine stille Frääd,
wie heit ihr Gust ein'hahe tät!
Doch dar gucket — gelabbt³⁾ mir'sch sei —
racht da a mlich off die Afferei.

Es is'n heit in Bauch net schie,
ein Rümgewärch un ein Gezieh —
drüm langt'r fied mit greßter Müh'
von jeden bluß e Bröck'l hie.

Dos gieht dr Minna an de Ehr';
se spricht: „Nu, Maa, was haste nár?
Wos soll ich Dir дәä noch auftroong?“
„Nisch!“ soogt dar, „bluße n'n neie Moong!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Ein böser Magen; ²⁾ Büttcher Nestler; ³⁾ glaubt mir ja.



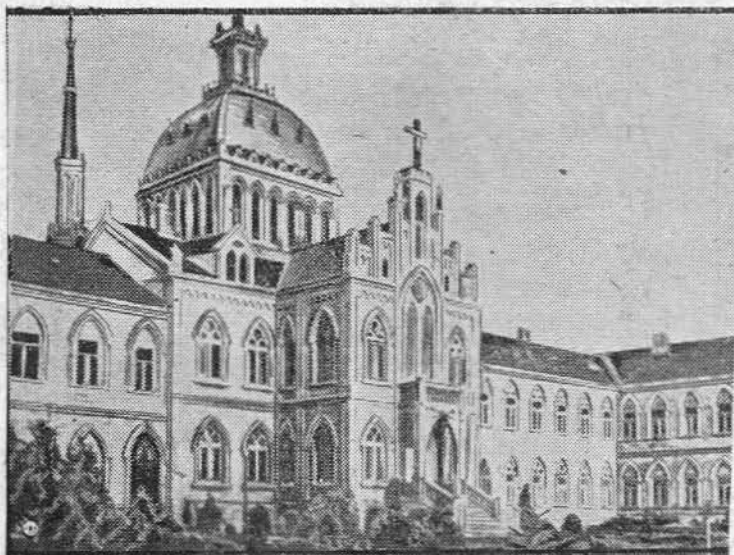
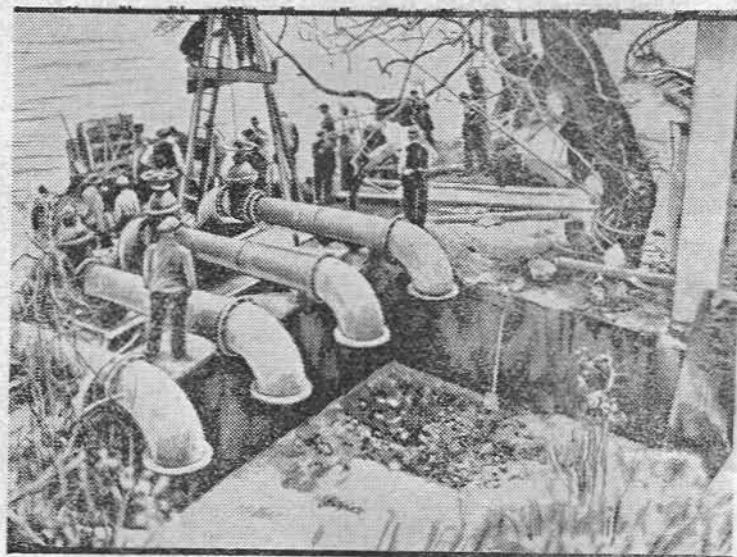
Bilder aus aller Welt



Die Schiffe des Caligula werden geborgen.

Zweitausend Jahre alte Schätze kommen ans Tageslicht.

In den Albanerbergen, in der italienischen Provinz Rom, liegt ein kleines Dörfchen namens Nemi, an dem gleichnamigen See, der, in dem Krater eines erloschenen Vulkans entstanden, an seiner Oberfläche etwa 5 Km. im Umfang mißt. Dieser See beschäftigt die Archäologen der Welt schon seit Jahrhunderten. Der dritte römische Kaiser, Gaius Cäsar, der von 37 bis 41 n. Chr. regierte, ein Sohn des Germanicus und der Agrippina, hatte sich auf diesem See zwei Schiffe erbauen lassen, die er halb als Wohnstätten, halb als Palast einrichtete und in denen er den gewohnten Prunk entfaltete. Doch wurde er 41 n. Chr. ermordet u. seine Schiffe auf dem Nemi-See versanken und versanken. Seit Jahren wurden Versuche gemacht, zu den Schiffen vorzudringen und die Kostbarkeiten aus dem Schlamm des Sees zu befreien. Alle Versuche schlugen aber fehl, da der Schlamm die beiden Schiffe, die in einer Entfernung von etwa 40 Meter auseinander liegen, vollständig bedeckt. Die italienische Regierung unter Mussolini hat sich mit der gewohnten Energie auch dieser Frage bemächtigt, und der italienische Diktator hat kurzerhand befohlen, daß der ganze See trocken gelegt werden muß, um die Ueberreste der Schiffe zu bergen. Die Kosten hierfür übernimmt der Staat. Man hat eine umfangreiche technische Anlage aufgebaut, die aus einem Kraftwerk und einer riesigen Pumpe besteht, und durch die der See mit Hilfe von vier mächtigen Rohren leer gepumpt wird. Das Wasser wird in den tiefer liegenden Albanersee durch eine besondere Schleusenanlage, und durch einen, schon von den alten Römern erbauten unterirdischen Stollen abgeleitet. Unsere Aufnahmen zeigen den Nemi-See (oberes Bild), dessen Umgegend heute nicht mehr so reizvoll ist, wie sie zu Caligulas Zeiten war; weiter die große Pumpenanlage (unteres Bild), die mit vier Rohren den See trocknlegt. Um auch hier die gewohnte Feierlichkeit zu wahren, wurde vom Nemi-See nach Rom eine Leitung gelegt; zur vereinbarten Stunde drückte Mussolini auf den Knopf und die Pumpen begannen zu arbeiten.



Das Mariawiten-Kloster soll belagert werden!

Als Protest gegen die Beurteilung des Mariawiten-Bischofs Kowalski traten die Gräfin Radschinski und Fräulein Ponikowski, die Tochter des früheren polnischen Außenministers, in das Kloster der Mariawiten ein. Der Bräutigam der Gräfin Radschinski, Rittmeister Benjowski, erklärte darauf, daß er aus der Armee austreten werde und mit einer Gruppe ihm ergebener Soldaten das Kloster belagern würde, um seine Braut gewaltsam zu befreien.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

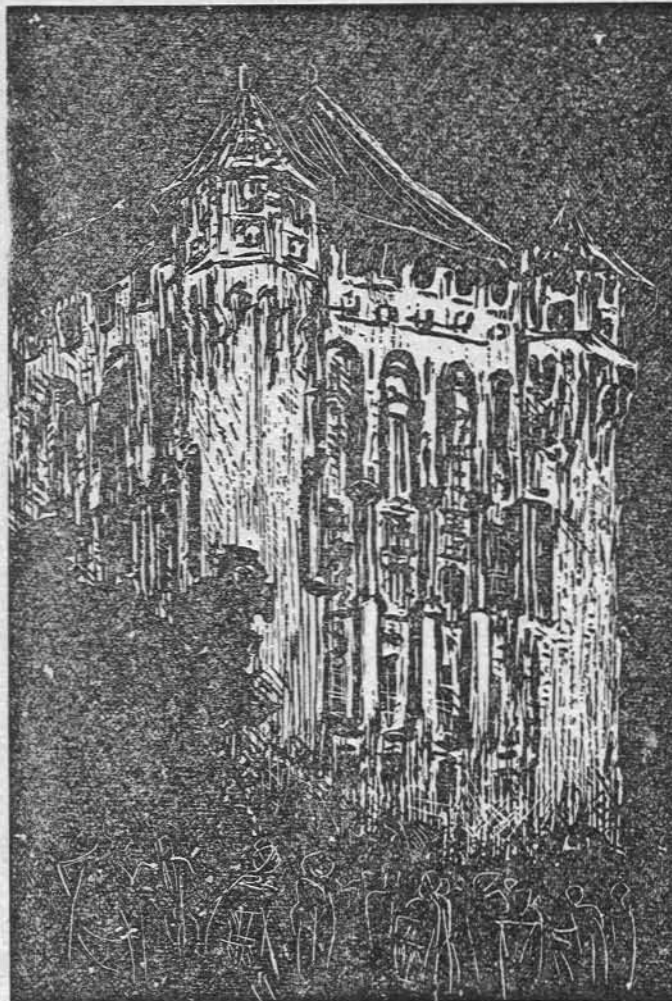
Nach Ostland wollen wir reiten Die Niederungen der Weichsel und Mogat Der Deutsche Orden und seine bedeutsame Geschichte Die Deutsche Burg im Osten.

Die deutsche Weichsellandschaft

Von Dr. W. Banreuther

Wo heute das glitzernde Band des Weichselstroms, sorglich eingefast von Buhnen und Deichen, seine Bahn nach Norden zieht, wälzten sich einst die Fluten in einem wirren Geflecht von Armen, die ständigen Veränderungen unterworfen waren, dahin. Die dichten Auenwälder auf den fruchtbaren Uferschwellen mußten der Art und dem Pflug deutscher Kolonisten weichen. Im Schutz des oft von Hochwasser gefährdeten Deiches folgt hier heute Gehöft auf Gehöft in langer Reihe dem Fluß. Goldene Weizenschläge, buntfarbige blühende Delisaaten legen sich in schmalen Feldern quer über die Niederung. Ellerngebüsch und Röhricht, einst das Lieblingsrevier des Bibers, verwandelten sich durch ein dichtmaschiges Netz von Gruben in ertragreiche Weidesflächen und fremdartig wirkende Tabaksfelder. Schöpfmühlen, Entwässerungsgräben, schwarzweißes Niederungsvieh auf grünen Wiesen weidend, dazu Bauernhöfe mit sprichwörtlich gewordener Sauberkeit, wie wir diese in der Elbinger Niederung am Drausensee vorfinden, erinnern uns an Bilder holländischer Landschaftsmaler.

In stolzer selbstbewußter Fülle wachsen vor uns auf dem steilen Uferhang hoch über der Weichsel- und Mogatniederung die Burgen und Kirchen der Ordenszeit empor. Um sie scharen sich wie ein stets zum Kampf bereit Heer die weißen Giebel und roten Dächer der Stadt, wohlangeordnet in der übersichtlichen



Marienburg, der große Remter

Robert Budzinski

Bauordnung ostdeutscher Kolonialstädte. Marienburg, die alte Ordenshauptstadt, Marienwerder, die alte Bischofsstadt und zu Friedrich des Großen Zeit Hauptstadt von Westpreußen, zeigen außer ihren monumentalen Bauten aus der Ordenszeit manche Perle architektonischer Schönheit aus späteren Zeiten: Laubengänge am Markt, fein in ihrer Wirkung abgestimmte Motive aus der Zeit klassizistischer Bauweise (Marienwerder). Am Fuß ragender Höhen (200 Meter über dem Meer), breit in der Niederung des Weichseldeltas hingelagert, zeigt Elbing, die alte Handelsrivalin von Danzig, das Gesicht aller ostdeutschen Küstenstädte, die auf dem Boden hanseischer Kultur erwachsen. Die glanzvollen Zeiten deutschen Bürgertums werde in unserer Erinnerung wach, halten wir in Elbings ehrwürdigen gotischen Kirchen Umschau oder wandern wir durch die beischlaggeschmückten Gassen der Altstadt, in denen bald die reiche Ornamentik der niederländischen Renaissance, bald die sanftgeschwungenen Linien des Barock vorherrschen. So stehen wir in der Weichsellandschaft ganz im Banne deutschen Kulturwillens, der sich uns in Feld und Flur, in Deichen und Buhnen, Dörfern und Städten offenbart. Aber das heutige Westpreußen stellt nur einen kleinen Ausschnitt aus der gesamten deutschen Kulturlandschaft zwischen Thorn und Danzig dar. Deutsche Burgen und Städte grüßen vom linken, jetzt polnischen Weichselufer herüber nach Marienwerder.

Westpreussische Werderlandschaft an Weichsel undogat

Von Bernhard Schmid

Die Mündungslandschaften großer Ströme nehmen in der Siedlung und Bodenarbeit der Menschen eine besonders wichtige Stelle ein. Man denke nur an das Nildelta oder an das Mündungsgebiet des Rheins. Dieses gilt auch vom Lande an den vielverzweigten Weichselmündungen. Seine Grenzen reichen freilich über diese hinaus bis an den Höhenrand, der das Alluvialgebiet einschließt, und Zuflüsse wie die Mottlau im Westen, die Sorge, der Draußen und der Elbing im Osten, bereichern die Gliederung des Stromnetzes. So entstanden zahlreiche Inseln, für die sich die alte deutsche Benennung Werder im Volksmunde dauernd behauptet hat. Die vielen kleinen Werder sind durch die Eindeichung allmählich vereinigt, so daß heute die Namen der drei Genossenschaften, des Danziger, Marienburger und Elbinger Deichverbandes zugleich die drei Hauptbestandteile des Mündungslandes anzeigen.

Einst flossen zahlreiche Wasseradern regellos durch das Land, die beim Mittelwasser wohl imstande waren, die Wassermengen der oberen Weichsel aufzunehmen. Bei Hochwasser war aber der größere Teil der Werder überflutet, die dadurch das kostbare Düngemittel des Weichselchlückes erhielten. Nur wenige Kuppen lagen hoch genug, um dauernd Siedlungen aufzunehmen. In ausgedehnter Weise waren die Werder mit Wäldern bedeckt, die zugleich als Hochwasserschutz und als Eisbrecher dienten.

Der Deutsche Orden faßte hier schon im 13. Jahrhundert Fuß, aber die planmäßige Besiedlung begann später, nachdem der Orden 1309 Pomern erworben hatte, und weil er eine Kammer für die Marienburg brauchte, die in demselben Jahre 1309 sein Haupthaus geworden war.

Nach und nach wurden die Deiche gebaut, nicht nach einheitlichem Bauplan, und daher mit Fehlern behaftet, die erst das große Werk der Weichselregulierung nach dem Hochwasser von 1888 beseitigte. Es wurde unter dem Schutz dieser Deiche

Siedlungsland geschaffen, in welchem der Orden bis zum Ende des 14. Jahrhunderts sieben große Domänenhöfe und Ämter, 48 deutsche Bauerndörfer und eine Stadt anlegte. Diesem Jahrhundert verdanken wir das Hauptwegesetz, die Grundform des Dorfplanes und des Bauernhauses, und fünfzehn Ziegelkirchen, die wir als Denkmäler reifer Kunstübung heute ganz besonders verehren.

Niederdeutsche Ansiedler kamen von auswärts in das Land, und ihre Sprache besteht noch heute, soweit das im Zeitalter der allgemeinen Schulpflicht möglich ist. Das oberdeutsche Element war schwächer vertreten und ging ganz in dem anderen Volksteil auf.

Die fremde Landesherrschaft setzte das Siedlungswerk im Norden während des 16. und 17. Jahrhunderts fort. Holländer mennonitischen Glaubens kamen jetzt in das Land, Danziger Ratsherren und Großkaufleute, wie die Long und Bahr, standen als Grundherren dem Werke fördernd gegenüber.

Wer die urkundlichen Quellen aufmerksam durchsieht, wird finden, daß die werderschen Bauern von jeher in der Landwirtschaft Hervorragendes geleistet haben, freilich durch den guten Boden begünstigt. Dieses Lob gilt noch heute. Neben dem Getreidebau, der vorwiegend Weizen und Gerste hervorbringt, werden jetzt Delfrüchte (Raps) angebaut und besonders umfangreich die Zuckerrübe. Berühmt ist auch die auf Weidewirtschaft gegründete Viehzucht, und dementsprechend hat fast jedes Dorf seine eigene Käseerei. Gleichwertig mit der Viehzucht ist die Pferdeezucht, die jetzt freilich schwer zu kämpfen hat, weil der Bedarf an Remonten so außerordentlich zurückgegangen ist.

Begünstigt wurde der Aufschwung des Landes zur Ordenszeit durch die zweckmäßigen Bestimmungen des Kulmischen Rechtes, das den Hofbesitzern persönliche Freiheit und eine Besitzform zu Erbzinsrechten gewährte. Diese Freiheiten blieben auch unter der Fremd-

herrschaft unangetastet und übertrugen in das 19. Jahrhundert Zustände, die man anderswo neu durch Reformen schaffen mußte. Noch heute gelten im Werder die Kulmische Rute gleich 4,32 Meter, die Kulmische Hufe, gleich 16,8 Hektar und die eheliche Gütergemeinschaft des Kulmischen Rechtes. Noch heute hat sich die alte Sitte der Hofmarken erhalten. Mit Stolz erinnert sich der Gutsbesitzer von zehn oder mehr Hufen, daß er in bauerlicher Gemeindeverfassung lebt, und die Bezeichnung Nachbar hat hier noch ihre alte Bedeutung und Anwendung.

Die um 1250 hier ansäßige Urbevölkerung war nicht slavisch, sondern preußisch, erst im 15. Jahrhundert vollzog sich die Verschmelzung mit den Deutschen.

Seit 1920 trennt eine Landesgrenze die beiden Marienburger Werder in politischer Hinsicht, aber auch nur in dieser.

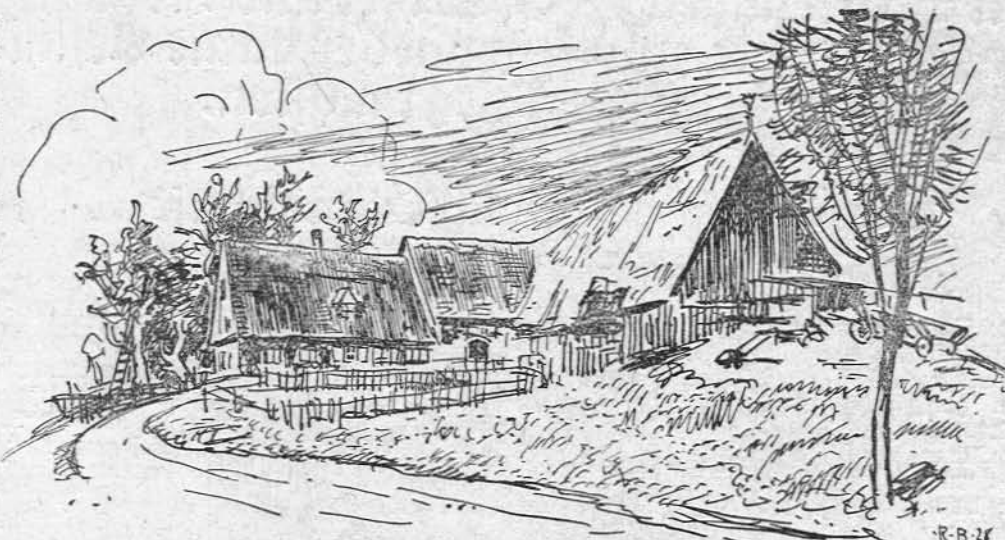
Scheffel bezeichnet einmal die Züge eines Landschaftsbildes als eine ... alte Keilschrift,

Die der Haupte nie verstehen mag:
das Gesetz des ewig Schönen.

Dieses Wort sollte im Werder auch beherzigt werden.

Die große Menge bildet ihr Schönheitsideal an Bergen oder Hügelandschaften und verliert dadurch vollständig die Aufnahme-

fähigkeit für andere Einräde. Kaum eine Landschaft ist so baumreich wie das Werder. Die Wege, Raine und Gräben werden von Baumreihen, zum Teil Weiden, begleitet. Die Gehöfte und besonders die alleinstehenden Feldhöfe sind von altem Baumbestand, Pappeln und Linden, umgeben. Im südlichen, höher gelegenen Teile des Werders findet man noch ganz große ungeteilte Weizen- oder Rübensschläge, im Norden, wo künstliche Entwässerung notwendig ist und die Weidewirtschaft vorherrscht, gleicht die Landschaft oft einem großen



Winkelgehöft (Wirtschaftsräume quer zu den Wohnräumen) auf einer Aufschüttung des Marienburger Werders
Robert Budzinski

Naturpark. Die Farbenpracht blühender Obstbäume und Rapsfelder belebt das Bild im Frühjahr, das reisende Korn im Sommer und zur Erntezeit. Ueber alles dies legen dann die Wasserdämpfe dieses von unzähligen Vorflutgräben und Flußläufen durchzogenen Landes ihren Schleier. Sie erzeugen eine Abwandlung der Farben, die jedes empfängliche Auge wahrhaft entzücken muß. Wenn an schwülen Sommertagen die Luft bis an die Sättigungsgrenze heran von Dämpfen erfüllt ist und vor uns die Gebüsche in großen, plastisch geformten Massen dunkelfarbig in der Landschaft auftauchen, oder wenn nach reinigendem Gewitter wieder alle Einzelheiten in hellfarbiger Zeichnung vor uns stehen: das sind zwei Grenzfälle, zwischen denen noch unzählige andere Möglichkeiten stehen. Ebenso farbenreich erscheint hier der Himmel in seinem klaren Blau oder mit der Fülle wechselvoller Wolkengebilde. Nur eine ausgedehnte Niederungslandschaft kann diese Farbenfülle hervorbringen. Noch vielseitiger wird die landschaftliche Schönheit dort, wo breite Wasserflächen vorhanden sind. Gebüsch oder Strauchwerk umsäumen die Ufer, an denen rohgedeckte Holzhäuser halb versteckt liegen, oft auch die altertümlich gebauten Windschöpfmühlen. Die Schönheit einer solchen Landschaft im Bilde zu erfassen, konnte nur einem weisensverwandten Volke, den Holländern, gelingen; deren Fluß- und Weidenlandschaften könnten ebenso gut auch im Werder liegen.

In diese schöne Landschaft eingebettet liegen die Dörfer und Städte, die der Mensch hier baute.

Als älteste und weit verbreitete Form des werderschen Bauernhauses müssen wir die des niedersächsischen ansehen. Jetzt ist aber allgemein eine andere Hausform verbreitet, die sich an das oberdeutsche, speziell das fränkische Haus, anlehnt, aber so eigentümliche Züge aufweist, daß wir sie als preußisches Haus deutscher Bauern be-

zeichnen müssen. Drei Hauptbestandteile, die Stube nebst zwei Schlafkammern, das „Haus“ (d. h. Flur im heutigen Sprachgebrauch) nebst der Herdstelle und ein paar Wirtschaftsräumen werden aneinandergereiht, so daß der Dachstuhl mit der Straße gleichläuft. Reiche Fachwerksgiebel verraten den Kunstsinne der damaligen Bauherren und ihrer Baumeister. Am meisten fesseln uns die Vorlauben, die dem Hause ein monumentales Gepräge verleihen.

Noch etwas fällt dem aufmerksamen Beobachter auf, der Zusammenhang von Haus, Stall und Scheune in den Gehöften gewisser Ortschaften. Im Landschaftsbilde sind diese langgestreckten Baugruppen, Holzbauten unter Strohdach, sehr wirkungsvoll, besonders wenn die Scheune rechtwinklig zum Stalle steht, im sogenannten Winkelhof.

Es ist ein reiches Kulturland, das Werder. Jeder Schritt führt den Wanderer vor neue Schönheiten, vor geschichtlich Denkwürdiges und vor die Arbeit intensivster Landwirtschaft. Auf beiden Seiten der Nogat, im Kleinen wie im Großen Werder, grüßt am Horizonte die hochragende Spitze des Marienburger Schloßturms: ein Sinnbild für die uralte Zugehörigkeit der beiden Werder zur Burg. Man kann die Bedeutung der Marienburg nicht ganz verstehen ohne die Kultur des Werders und diese wiederum nicht, ohne die Schicksale des deutschen Ostens und seines Haupthauses zu kennen. Ähnliche



Fischer in der Nogat

Robert Budzinski

Zusammenhänge bestehen wohl an jeder geschichtlich bedeutsamen Stelle, hier aber reden sie besonders eindringlich zu uns.

(Wie das Folgende geführt aus: „Westpreußen in Wort und Bild“, von Walter Bayreuther, Gräfe u. Unzer, Verlag, Königsberg.)

Eisgang auf der Weichsel / Von Dr. W. Bayreuther

Ein ohnmächtiges Rinnsal, durch Buhaen und Uferbauten vom Menschen in Fesseln gelegt: das ist die Weichsel zur Sommerzeit.

Aber kommt nur zur Zeit des Eisganges und des Frühjahrshochwassers auf den Deich. Da zeigt der Weichselstrom sein wahres Gesicht. Zwar hat der Mensch in den letzten Jahren gelernt, der drohendsten Gefahr, der Eisverstopfung und ihren Folgen mit Hilfe der Eisbrecher zu begegnen. Aber immer noch können bei plötzlich eintretendem Tauwetter, wenn die Eisbrecher den Unterlauf der Weichsel noch nicht von der Eisdecke befreiten, Verhältnisse eintreten, wie sie früher die Regel waren.

Wenn damals im polnischen Flachland der Frühling mit aller Zerstörungsluft über den eisbedeckten Strom hereinbrach, dann wälzten sich die zerberstenden Eismassen den Niederungen im Norden zu. In Polen war mitunter schon die volle Schneeschmelze eingetreten, während in Westpreußen noch Winter herrschte. Dann begannen in den flussabwärts gelegenen Weichselgebieten Tage höchster Gefahr. Die von Süden kommenden Eismassen stauten sich oft vor der noch festen Eisdecke und türmten sich zu gewaltigen Eisstranken quer im Strombett auf. Dann mußte das vom Mittellaufe kommende Schmelzwasser im Nu zu einer Höhe anwachsen, daß die Deiche dem Wasserdruck nicht mehr standhalten konnten.

Diese Gefahr der Eisverstopfung laßt sich heute, und besonders, da die Eisbrecherhilfe nicht mehr Deutschland unterstellt ist, auf der Niederung. Und wenn wir im Frühjahr zur kritischen Zeit des Eisganges den Deich aufsuchen, merken wir dem sonst so bedächtigen Niederunger schon bei den ersten Worten, die wir mit ihm wechseln, die innere Erregung an. Jeder Anwohner des Deiches ist genau über Anschwellen und Fallen des Hochwassers und den Verlauf des Eisganges orientiert. Mit wachsender Spannung verfolgt er das Steigen des Stromes, der in oft ganz plötzlichem Anschwellen den Außendeich und damit das etwa 1½ Kilometer breite Hochwasserbett

zwischen den Deichen bis auf 8 Meter Höhe füllt. Erleichtert atmet man auf, wenn von Warschau oder Thorn ein Sinken des Wasserspiegels gemeldet wird. Mit einiger Sicherheit läßt sich dann voraussagen, wann auch bei uns das Wasser fällt. Gerüchte von Zerstörung des Dammes an fernerliegenden Stellen tauchen auf. Frau Fama ist geschäftig wie in Kriegszeiten.

Aber begeben wir uns hinauf auf die Deichkrone. Auf der 1½ Kilometer breiten Flut schießen die Eisschollen in tausender Fahrt heran. In ständigem Wirbel werden die kleineren um ihre eigene Achse geschleudert. Die größeren wälzen sich schwerfällig herum, wie Meeresungeheuer der Polarwelt. Kommen sie hinter Vorsprüngen des Deiches zur Ruhe, so schieben sie sich oft übereinander. Gegen den in blaues Schneelicht gehüllten Hintergrund der Steilufer bei Fiedlich wirken die Schollen im Sonnenlicht fast belebt. Die Frühjahrswärme hat ihre Schneedecke zu schemenhaften Gestalten zerfressen. Und nun huschen diese Schneegrüster mit den Schollen über die gelbe Flut. Nicht selten werden Trümmer von Häusern, entwurzelte Baumstämme, Rehe und Hasen in diesem Herenjabbat des Eises mitgeführt.

Zwar folgen diese Eisfelder in erster Linie dem Stromstrich auf der Mitte des Flusses. Aber bei jeder Biegung pendelt der Stromstrich, dem Beharrungsgesetz folgend, aus der Flußmitte heraus und gefährdet mit seinen Schollen den Deich. Oft treibt auch der Westwind das Eis gegen das Ostufer und staut es hier zu beängstigender Höhe an. Dann ist in kurzer Zeit die schützende Grasnarbe des Deiches abgepölpelt, der Deich wird unterspült.

Aber noch eine andere Gefahr droht dem Deich: die Durchsickerung. Wer zur Hochwasserzeit auf dem Damm entlang wandert, sieht aus dem vollkommen durchfeuchteten Ackerboden an der Innenseite kleine Rinnfale hervorquellen, die sich in größeren Lachen sammeln. So äußert sich die normale Durchsickerung. Wehe aber, wenn der Druck der 8 Meter hohen und 1½ Kilometer breiten Wasserfäule das Wasser unter dem Damm in starkem Strudel hindurchdrückt. Das geschieht oft dort, wo der Untergrund des Dammes sandig, also durchlässig ist, wo Maulwürfe, Mäuse usw. den Damm unterwühlen. Dann droht der Deichzusammenbruch durch Unterspülung. Sofort mobilisiert dann der Deichhauptmann die Deichgenossen zur Abwehr der Gefahr. Gespanne mit Pfählen, Strauchwerk und Dünger jagen heran. In mühseliger Arbeit, Tag und Nacht hindurch, kämpft dann der Niederunger um sein Hab und Gut.

Sind die Tage des Eisganges vorüber, so lockt uns die Zeit der Baumbüte hinab in die Niederung. Da wandern wir auf der Dammkrone durch die Blütenpracht der Obstbäume. Von Nebrau bis Grabau ein einziger Obstgarten, ein einziges Blütenmeer von weißen Pflaumen- und rosa Apfelblüten. Vergessen ist die Not des Eisganges. Je höher das Sickerwasser hinter dem Deich, je höher die Gefahr des Deichbruchs, desto bessere Obsternte erhofft der Niederunger. Leben doch die kleinen Besitzer am Deich hauptsächlich von den Erträgen ihrer Obstgärten. Kommt dann der Herbst heran, regen sich emsig die Hände, um Pflaumen und Äpfel zu bergen. Die große Schar der Korbmacher in den Niederungsdörfern liefert die letzten Weidenkörbe zur Aufnahme der Ernte, und die Eisenbahn entführt sie dann nach Königsberg oder ins Reich. In Marienwerder aber wandert Kupferkessel und Rührer rastlos von Haus zu Haus, und ein süßer Duft von einkochender Pflaumenkreide lagert tagelang über der Stadt.



Bauernhaus auf dem Werder mit Vorlaube

Robert Budzinski

Die Marienburg / Von Fritz Braun

Wie die gotischen Dome Süddeutschlands uns am freiesten und stolzeften erscheinen, wenn sie sich in weiter Stromebeue aufstürmen, so kommen auch die Ordensburgen am besten zur Geltung, wenn sie, wie unsere Marienburg, vom sanften Hügel über weite Fruchtgefilde hinwegschauen.

Den besten Ueberblick über die Umgebung von Marienburg gewinnen wir, wenn wir am hellen Juniabend zu dem schlanken Turm des Hochschlosses emporsteigen und durch die Turmluken in das weite Land hinausschauen. Wie friedlich und anmutig erscheint uns dann die grüne Landschaft. Weithin folgt unser Blick dem Silberband der Nogat, an der fern im Süden waldige Hänge aufstreben, während am anderen Ufer der mächtige Deich dem Strome wie eine endlose Schlange folgt, die üppigen Fruchtfelder und Wiesen vor des Hochwassers Wut beschützend. Die Häuser der Stadt zu unseren Füßen muten uns an wie winziges Spielzeug. Deutlich erkennen wir den Grundriß der alten, wohlummauerten Ordensstadt. Sie besteht aus zwei breiteren und zwei schmäleren Längstraßen, die von einer Menge Quergassen rechtwinklig geschnitten werden.

Überall merken wir es den hoheitsvollen Räumen des Schlosses an, daß die Baumeister nicht ängstlich jedes Goldstück zu drehen und zu wenden brauchten. Aber dennoch verlieren wir nie das Gefühl, an Stätten zu weilen, die eine geistliche Bruderschaft beherbergen sollten.

Der Bann der Schönheit hält uns schon auf dem Hofe des Hochschlosses umfassen, wenn wir von dem gewölbten Kreuzgang zu dem schmucken Bauernhäuschen hinabblicken. Hoch aufragende Mauern umgeben den weihervollen Raum, und doch sucht unser Auge nicht den blauen Himmel, sondern wird nicht müde, bald von diesem, bald von jenem Fenster aus den stimmungsvollen Raum zu bewundern.

Von dem Kreuzgange führt uns die Goldene Pforte zu der Marienkirche, dem wichtigsten Gotteshaufe der Burg. Nicht ohne guten Grund wird behauptet, diese Kirchenpforte sei „das Edelste und Zierlichste“, was man im Ziegelbau, der nach der Natur seines Materials für künstliche, vielfach durchbrochene Zierarten wenig geeignet ist, irgendwo finden könne.

Wenn wir die Marienkirche, deren Ostwand das ungeheure Mosaikbild der Gottesmutter zielt, von der anderen Seite des Burggrabens betrachten, so erfreuen wir uns wohl der harmonischen Verhältnisse dieses Bauwerkes, aber von der königlichen Pracht, dem Gold- und Glanzgeflimmer, die das Innere der Kirche erfüllen, vermögen wir uns noch gar keine Vorstellung zu machen.

Wohl feierte man in dem großen Kemter des Mittelschlosses rauschende Feste, wenn es galt, fremde Fürsten zu bewirten und wackeren Kreuzfahrern den heißersehnten Ehrentisch zu bieten, aber trotz alledem war die lichterfunkelnde, goldstrahlende Kirche des Hochschlosses herrlichstes Lustgemach. Flutete es dem frommen Ritter aus ihr entgegen, wie ein Meer des Lichts, so mochte der harte Mann sich schon im Himmel wähen, wo ihm Maria, des Ordens holde Herrin, lieben Dank entbot für ein Leben voller Kampfmühen, Gewissensnot und Entsagung.

Des Liedes Klang und der Orgel Ton fanden durch Schalllöcher in der Westwand der Kirche ihren Weg auch noch zu dem Kapitelsaal, wo Vertreter des Ordens über wichtige politische Fragen berieten und Wahl der Hochmeister und Gebietiger vorbereiteten.

Haben wir in der Kirche und in dem Kapitelsaal die Räume kennen gelernt, wo sich die Weismäntel zu glaubensinnigem Gebet, zu ernster Beratung zusammenfanden, so dürfen wir nun in den Räumen Umchau halten, wo sich ihr Alltagsleben abspielte.

Dieser weite Saal im Obergeschoß, dessen Gewölbe von schlanken Säulen getragen wird, ist der Speisesaal der Ritter. Hier firekten die Hungerigen an langen Tafeln die Hände zum einfachen Mahl, während ein Bruder fromme Legenden vorlas, das Geklapper der Löffel mit klarer Stimme übertönd.

Atmet der Konventspeisereimer klösterliche Einfachheit, so umgibt uns in der benachbarten Herrenstube ritterliche Pracht. Hier fand sich das Ritterkonvent zusammen, um bei einem Glase Wein und dem Klange der Laute für ein Stündchen die Sorgen zu vergessen, an denen es in der Geschichte des Ordens niemals fehlte.

Der Wein, den sie aus den mächtigen Kannen in die zinnernen Becher goßen, war zum guten Teil heimisches Gewächs und auf den Uferhöhen der Weichsel gereift. Doch braucht uns deshalb kein kalter Schauer zu überlaufen, denn der Beutner, der in den weiten Grenzwäldern den Segen der Bienen erntete, hatte für den Wohlgeschmack des warmen Würzweins, der das Lieblingstrank der Ritter bildete, mindestens ebensoviel getan als der Küfer, der den Rebensaft so hinnehmen mußte, wie ihn die Nordlandsonne werden ließ.

Wie die Marienkirche den Glanz- und Mittelpunkt des Hochschlosses bildet, so erkennen wir dem Sommerreimer des Meisters den Preis zu vor allen Räumen des Fürstenschlosses.

Unmittelbar an den Sommerreimer stößt der Winterreimer des Meisters. Kein Führer brauchte dir zu sagen, welches die beiden Räume seien. In dem Sommerreimer glänzt es von unzähligen Fenstern sonnig hell; ohne die hohen Gewölbe könnte uns der Raum an eine lustige Veranda erinnern. In dem benachbarten Kemter mahnen dagegen nicht nur die mit Kupferplatten bedeckten Deckungen im Boden, durch die dereinst vom Keller her erwärmte Heizluft eintrat, den aufmerkamen Besucher daran, daß dieses Gemach in der

schlechteren Jahreszeit benutzt werden sollte; alles erscheint uns hier enger, wärmer und traulicher.

Von der Wohnung des Hochmeisters können wir geradenwegs zu dem Großen Kemter, dem herrlichen Festsaale des Ordens hinabsteigen, dessen heiteres Spitzbogengewölbe von drei schlanken Pfeilern ansteigt.

Man kann diesem Meisterwerk kein schöneres Loblied singen, als es Passarge in seinem Buche „Aus dem Weichseldelta“ getan hat, wenn er bei der Schilderung des Großen Kemters in die begeisterten Worte ausbricht: „Was alle Zeiten erstrebt, wonach die Kunst in ihren höchsten Entwicklungen gerungen, was bis jetzt nur einmal annähernd das Griechentum erreicht hat, die Ausgleichung des Widerspruchs zwischen Ideal und Leben, Geist und Körper, Idee und Form, hier ist es zum ersten Male volle und ganze Wahrheit geworden. Was ist die Kunst und vor allem die Architektur anderes als das symbolisierte Streben des Menschengesistes, den Widerspruch zwischen Himmel und Erde auszugleichen, den Himmel zu erstreben und die Erde doch nicht zu lassen, dem Geiste, diesem ewig wandelbaren, einen Körper zu geben, Gigant zu sein und zugleich Mensch?“ —



Marienwerder mit gegen den Fluß vorspringendem Danker

Robert Budzinski